

## DISKUSSION

## SAMUEL P. HUNTINGTON: THE HISPANIC CHALLENGE

(erschienen in: *Foreign Policy*, März/April 2004)

PETER SCHARL

In der März/April-Ausgabe der Zeitschrift *Foreign Policy* präsentiert SAMUEL P. HUNTINGTON<sup>1)</sup> in einem mit *“The Hispanic Challenge”* überschriebenen Beitrag die Grundaussagen seines im Mai erscheinenden Werkes *“Who are we”*<sup>2)</sup>. Es zeichnet sich bereits ab, dass die Resonanz auf sein neuestes Werk in Quantität und Qualität womöglich ebenso heftig sein wird, wie es die Reaktionen auf die Erstveröffentlichung des *“Clash of Civilizations”* (vgl. HUNTINGTON 1993 bzw. HUNTINGTON 1996b) waren.<sup>3)</sup>

Mit seinem neuesten Werk macht er sich dabei einmal mehr zum apokalyptischen Reiter der Falken der US-Regierung. Die von ihm zusammengetragenen Daten und Entwicklungen der Einwanderung in die Vereinigten Staaten sind beeindruckend, seine Argumentationsweise und vor allem auch seine Schlussfolgerungen aber sind erschreckend.

HUNTINGTON arbeitet in seinem Beitrag mit einer Fülle von Bildern und Geographien, wie man sie heute nicht mehr zu finden hofft. Seine Entwürfe sind die Vorlage für ein Argumentationsschema, welches sich in der politischen Diskussion und in der medialen Berichterstattung im Rahmen der Einwanderungs-Debatte immer wieder finden lässt. Sie prägen aufgrund ihrer augenscheinlich plakativen Logik nachhaltig die Wahrnehmung und Verarbeitung der Ereignisse durch die Öffentlichkeit.

HUNTINGTON beginnt seinen Beitrag mit einem Überblick über die Geschichte der Einwanderung in

die Vereinigten Staaten. Er kommt zu dem Schluss, dass die USA, wären sie im 17. bzw. 18. Jahrhundert nicht von Anglo-Protestanten, sondern durch Katholiken geprägt worden, heute vielmehr Staaten wie Mexiko, Brasilien oder vielleicht Quebec gleichen würden (vgl. HUNTINGTON 2004a, 32). Religion wird für ihn in diesem Falle also zum Bestimmungsfaktor über die Entwicklung eines Landes zur Dienstleistungsgesellschaft oder zu einem Schwellen- bzw. Entwicklungsland. HUNTINGTON stellt fest, dass heute nun die Mexikaner die mit Abstand bedeutendste Immigranten-Gruppe in den Vereinigten Staaten darstellen. Wir erinnern uns: Der Beitrag wird unter dem Titel *“The Hispanic Challenge”* veröffentlicht. Doch bei HUNTINGTON stehen fortan ausschließlich die Einwanderer aus Mexiko im Zentrum der Diskussion. Lässt sich *“The Hispanic Challenge”* so leicht auf eine einzige Gruppe eingrenzen?

HUNTINGTON betreibt nicht nur eine bewusste Abgrenzung mexikanischer Einwanderer von anderen lateinamerikanischen Immigranten, er stellt auch das Verhalten der Mexikaner dem der Filipinos und anderer Nationalitäten gegenüber und geht – empirisch nicht belegt – davon aus, dass diese sich in sprachlicher Hinsicht weitaus besser integrieren würden: *“But the Hispanics alone have maintained there is a problem”* (HUNTINGTON 2004a, 39).

Es ist sicherlich kein Geheimnis, dass Einwanderer aus Lateinamerika, und damit natürlich auch jene aus Mexiko, stark an ihren Werten und Bräuchen, ihrer Sprache und Vergangenheit festhalten. Aber gilt dies nicht auch für Einwanderer aus China, Italien oder Polen? Und gilt dies nicht auch für US-amerikanische Rentner in Costa Rica oder US-amerikanische Unternehmer in Peru?

HUNTINGTON vereinfacht das Geschehen, indem er die Akteure in zwei Gruppen unterteilt: die Anglos als die „Guten“, und die „Hispanics“ als jene Gruppe, welche das Reich der „guten“ Anglos gefährden. Nicht etwa dass er US-Bürger als Opfer der Einwanderung

<sup>1)</sup> SAMUEL P. HUNTINGTON forscht und lehrt an der Harvard Academy of International and Area Studies. 1970 gründete er die vierteljährlich erscheinende Politikzeitschrift *Foreign Policy* und war deren Mitherausgeber bis 1977. Zwischen 1977 und 1978 war er *Coordinator of Security Planning* für den *National Security Council*.

<sup>2)</sup> *“Who are we”* erscheint bei Simon & Schuster, New York. Geplanter Erscheinungstermin: 1. Mai 2004.

<sup>3)</sup> Erste Leserbriefe, veröffentlicht in der Mai/Juni-Ausgabe der *Foreign Policy*, lassen auf eine rege Diskussion hoffen.

nennt. Nein, er wählt das religiös-kulturell geprägte Bild der „Anglos“.

Kultur und Religion tritt damit für HUNTINGTON an die Stelle der Nationalität. Er sieht sie bestimmt durch Ethnie, Geschichte, Sprache, Tradition und Religion.<sup>4)</sup> Und so argumentiert er auch in der Abgrenzung der Hispanics von den Anglos. Sodann geht HUNTINGTON dazu über, mit Hilfe einer quasi „positiven Subtraktion“ aufzuzeigen, wie schön das Leben in den USA ohne den Einfluss der Mexikaner wäre:

- *“The annual flow of legal immigrants would drop by about 175.000, (...)”*
- *“The wages of low-income U.S. citizens would improve. (...)”*
- *“The average education and skills of the immigrants continuing to arrive would reach their highest level in U.S. history”* (HUNTINGTON 2004a, 32).

Es sind nicht die von ihm angeführten Fakten, es ist seine Formulierung und Blickrichtung, welche diesen Aussagen den wissenschaftlichen Boden entzieht und sie zu Polemik und Hetzerei macht.

HUNTINGTON fokussiert den Einfluss der Immigration auf die Sprachkultur der USA. Auch hier setzt er bewusst ein starkes Mittel der Ausgrenzung. Er spricht nicht von „anderen“ Sprachen als der Englischen, oder nennt die spanische Sprache etwa sogar beim Namen, nein, HUNTINGTON spricht von der *“non-English language”* (HUNTINGTON 2004a, 34). Deutlicher kann man die Angst vor dem „Anderen“ kaum schüren.

HUNTINGTON polemisiert überdeutlich, wenn er die Frage in den Raum stellt, ob denn eines Tages US-Bürger ohne Spanisch-Kenntnisse nicht mehr in der Lage wären, mit ihren Mitbürgern zu kommunizieren. Zur Untermauerung seiner Thesen zitiert er mit erhobenem Zeigefinger ARIEL DORFMAN, einen US-amerikanischen Literaturwissenschaftler, welcher die positive Bedeutung einer mehrsprachigen Kultur hervorhebt und konterkariert dessen Aussage mit dem Hinweis, dass es sich bei jenem zitierten Literaturwissenschaftler ja um einen Einwanderer aus Chile handle (vgl. HUNTINGTON 2004a, 38).

HUNTINGTON belässt es nicht dabei, auf eine etwaige Auffächerung des US-amerikanischen Sprachhorizontes hinzuweisen, er warnt darüber hinaus davor, dass *“bilingualism is affecting earnings”* (HUNTINGTON 2004a, 39). Auch hier setzt er auf ein sehr plakatives Mittel, um die Angst vor dem „Anderen“ weiter anzufachen. Er behauptet, dass nun zum ersten Mal in der

Geschichte der Vereinigten Staaten, US-Bürger die von ihnen angestrebten Positionen bzw. Gehälter nicht mehr erreichen würden, da sie mit ihren Mitbürgern nur in Englisch kommunizieren könnten. Die Tatsache, dass im US-amerikanischen Schulwesen und erst recht im linguistischen Alltag dem Erlernen von Fremdsprachen nicht die Bedeutung wie beispielsweise in Deutschland zukommt, lässt HUNTINGTON unerwähnt. Er schreibt die Schuld einzig und allein den (mexikanischen) Immigranten zu. Positive Konsequenzen einer multi-linguistischen Gesellschaft werden von HUNTINGTON nicht einmal am Rande erwähnt.

Als einzigen Ausweg sieht HUNTINGTON die Hoffnung, dass eines Tages der Wohlstand Mexikos jenem der Vereinigten Staaten ebenbürtig sein könnte. Nur dies würde seiner Ansicht nach den massiven (illegalen) Zustrom der Mexikaner in die USA stoppen (vgl. HUNTINGTON 2004a, 36). Hier stellt man sich unweigerlich die Frage, ob er mit dieser Aussage nicht eine der Grundlinien der Außenpolitik der USA ad absurdum führt: die Wohlstandssteigerung in den mit den USA ökonomisch verbündeten Staaten durch Freihandel. HUNTINGTONS Aussagen sind im Grunde eine Bankrotterklärung an die NAFTA-Politik der USA. Im Sinne der Argumentation HUNTINGTONS ist das Immigrations-Problem somit durch die USA hausgemacht.

HUNTINGTON kommt zum geopolitischen „Filestück“ seines Beitrages, wenn er in einer mehr als fragwürdigen Verkoppelung von Kultur und Territorium schließlich ins Felde führt, dass die Mexikaner in den südlichen Staaten der USA einen *“historical claim to U.S. territory”* geltend machen könnten. HUNTINGTON belässt es nicht bei dieser bloßen Feststellung, sondern schüttet weiter Öl ins Feuer, wenn er die Warnung ausspricht, dass *“serious potential for conflict exists when people in one country begin referring to territory in a neighbouring country in proprietary terms and to assert special rights and claims to that territory”* (HUNTINGTON 2004a, 36).

Als empirischen Beleg führt HUNTINGTON den Bosnien-Konflikt und dessen „ethnische Säuberungen“ an und leitet aus einem Vergleich zwischen der Verschiebung des Anteils der ethnischen Gruppen zwischen Serben und Muslimen in Bosnien und Hispanics und „Anglos“ in den USA ein Bedrohungspotenzial für die innere Sicherheit der USA ab.

Für HUNTINGTON wird dieses Bedrohungspotenzial durch den territorialen Aspekt über die Problematik der Rassen-Konfrontation „Schwarz vs. Weiß“ gestellt: *“The cultural division between Hispanics and Anglos could replace the racial division between blacks and whites as the most serious cleavage in U.S. society”* (HUNTINGTON 2004a, 40).

Er sieht die „Reconquista“ des Südwestens der USA bevorstehen und zitiert Charles Truxillo von der Uni-

<sup>4)</sup> Zum Kulturbegriff HUNTINGTONS vgl. auch REUBER u. WOLKERSDORFER 2002, 25.

versity of New Mexico mit der Prophezeiung, dass bereits im Jahre 2080 die südwestlichen US-Bundesstaaten gemeinsam mit den nördlichen Bundesstaaten Mexikos die „República del Norte“ bilden werden (vgl. HUNTINGTON 2004a, 42).

Ganz in der Tradition seines *“Clash of Civilizations”* geht er davon aus, dass der kulturelle Zusammenhalt das nationalstaatliche Gefüge substituieren wird und überschreibt seine Argumentation mit der ebenso plakativen wie rhetorisch äußerst gewagten Formulierung: *“Blood is thicker than borders”* (HUNTINGTON 2004a, S. 40).

Die Verbindung von Raum und Macht und die Schaffung einer „Geographie der Angst“ durch HUNTINGTON wird hier überdeutlich. Er fürchtet, dass in gar nicht so langer Zeit die von den Mexikanern am stärksten überprägten Regionen der USA zu autonomen, kulturell und sprachlich eigenständigen und wirtschaftlich unabhängigen Zonen werden könnten.

Als negatives Beispiel für eine ähnliche Entwicklung führt er den Fall Miami mit seiner kubanischen Community an. HUNTINGTON sieht schon heute in Miami die US-Bürger als die benachteiligte, ethnische Minderheit. Unfähig, mit spanischsprachigen Beamten zu kommunizieren und diskriminiert im alltäglichen Leben, zitiert er einen US-Bürger mit den Worten: *“My God, this is what it’s like to be the minority”* (HUNTINGTON 2004a, 43).

Das äußerst komplexe Konfliktmuster der US-amerikanischen Einwanderungsdebatte reduziert er in einer erschreckenden Simplifizierung auf die Bestimmungsfaktoren „Territorium“ und „Kultur“. Die äußerst interessante Frage, warum eigentlich in vielen Bereichen die Integration der Einwanderer aus Lateinamerika oft gelingt und das Zusammenleben und Zusammenarbeiten in einer mehr als fruchtbaren Weise sehr wohl funktioniert, lässt er völlig außen vor.

HUNTINGTON fasst den Einfluss mexikanischer Immigranten auf die USA in zwei Punkten zusammen: Zum einen verweist er auf den Einfluss der Hispanics auf Sprache und Kultur auf der Mikroebene, d.h. die Einwanderer prägen regional selektiv (v.a. im Süden der USA). Zum anderen befürchtet er, die USA könnten in ihrer Gesamtheit zwei-sprachig und bi-kulturell werden. Er wertet die anhaltende Welle der Immigration aus Mexiko in die USA sowie die hohe Fruchtbarkeitsrate dieser Immigranten sogar als *“the single most immediate and most serious challenge to America’s traditional identity”* (HUNTINGTON 2004a, 32).

HUNTINGTON sieht den Aggressor bereits mit gezückter Waffe vor den Toren stehen und prophezeit, dass die Mexikaner nicht nur die Sprachgewohnheiten in Kultur, Politik, Justiz, Handel und Bildungswesen,

sondern vielmehr sogar diese Institutionen selbst nachhaltig verändern bzw. „erobern“ könnten.

Für den zunehmenden Einfluss und das Selbstbewusstsein dieser Gruppen führt er ein Fußball-Spiel USA – Mexiko 1998 an, bei welchem Mexikaner die US-Hymne ausgebuht und Anhänger der US-Mannschaft angegriffen hätten. Ein Ereignis, welches auch zwischen Gruppen gleicher Nationalität in den Fußballstadien dieser Welt täglich vorkommt, wird hier als Vorbote einer Bedrohung durch das „Andere“ hochstilisiert.

HUNTINGTON verweist ferner auf eine Demonstration mexikanischer Einwanderer in Los Angeles 1994, bei welcher die mexikanische Flagge gehisst und die US-amerikanische kopfüber durch die Straßen getragen wurde. Er sieht solche Ereignisse nicht als singuläre Vorgänge einer begrenzten Zahl von Akteuren, sondern projiziert deren Verhalten in einer mehr als unzulässigen Vereinfachung auf die gesamte Gruppe: *“Such dramatic rejections of the United States and assertions of Mexican identity are not limited to an extremist minority in the Mexican-American community”* (HUNTINGTON 2004a, 40).

Zum Abschluss seiner Ausführungen sieht sich HUNTINGTON noch bemüßigt, die grundlegenden Charaktereigenschaften ‚des Mexikaners‘ aufzuführen und den Kontrast zum Denken und Handeln eines US-Bürgers herauszuarbeiten. Er begibt sich jedoch nicht auf die Stufe eines xenophoben Kulturdeuters, sondern zitiert – mehr als unreflektiert – LIONEL SOSA<sup>5)</sup>. Dieser legt dar, welches die grundlegenden Entwicklungsschwierigkeiten der Latinos seien: *“Mistrust of people outside the family; lack of initiative, self-reliance, and ambition; little use for education; and acceptance of poverty as a virtue necessary for entrance into heaven”* (HUNTINGTON 2004a, 44).

HUNTINGTON beschreibt dabei keine ethnische Gruppe, welche innerhalb des Territoriums der USA zunehmend an Einfluss gewinnt, sondern zeichnet lediglich ein stereotypes Bild, welches er als Instrument in der Einwanderungsdiskussion einzusetzen versucht.

<sup>5)</sup> LIONEL SOSA ist Gründungsmitglied der größten hispanischen Werbeagentur in den USA. Seit 1980 war er *“Hispanic Media Consultant”* in sechs Präsidentschaftswahlkämpfen der Republikaner und fungiert im aktuellen Wahlkampf George W. Bushs als einflussreicher Medienberater. Das *Hispanic Business Magazine* zählt ihn zu den 100 einflussreichsten Hispanics in den Vereinigten Staaten. In 2001 lehrte SOSA am Institut für Politikwissenschaften der Harvard University, Cambridge. Aufsehen erregte er mit seinem Werk *“The Americano Dream”* (1998).

Man meint nicht recht zu lesen, wenn HUNTINGTON auf ROBERT KAPLAN<sup>6)</sup> verweist, welcher Alex Villa, einen in die USA eingewanderten Mexikaner, zitiert mit den Worten: *“He knows almost no one in the Mexican community of South Tucson who believes in ‘education and hard work’ as the way to material prosperity ...”* (HUNTINGTON 2004a, 44).

Was bleibt einem Verfechter der US-amerikanischen Kultur und Nationalität wie HUNTINGTON angesichts des ‚Ausmaßes der Bedrohung‘ anderes übrig, als zum Widerstand aufzurufen? Dies sei die einzige logische Reaktion auf die aktuellen Entwicklungen. Sein Aufruf: *“Americans should not let that change happen unless they are convinced that this new nation would be a better one”* (HUNTINGTON 2004a, 45).

Im Rahmen postmoderner Kritik lässt sich HUNTINGTONS Entwurf als geopolitisches Machtinstrument enttarnen. Seine Ausführungen zielen nicht darauf ab, einen aktuellen Konflikt zwischen „Hispanics“ und den „Anglos“ zu beschreiben, sondern vielmehr darauf, solch einen Konflikt zu nähren bzw. zu schüren.

HUNTINGTON redet einem Kulturdeterminismus das Wort und konstruiert seine Argumentation durch einen simplen Rückgriff auf ein äußerst bewährtes Freund-/Feindschema. Was er in seinem „Kampf der Kulturen“ auf der Meso- und Makroebene entwickelt hat, führt er in seinem Beitrag *“The Hispanic Challenge”* auf der Mikroebene gekonnt aus.

Aufgabe einer zeitgenössischen politisch-geographischen Forschung wird es mehr als bislang sein, solch wissenschaftlich verpackte Polemik zu analysieren, ihren argumentativen Aufbau zu dekonstruieren und dabei auf die Konsequenzen solcher Konstruktionen hinzuweisen.

Es dürfte kein Zufall sein, dass HUNTINGTONS neuestes Werk just in einem für die USA äußerst heiklen Wahl- und Kriegsjahr publiziert wird. Schlagworte wie „Nationale Identität“ oder „Einwanderungspolitik“ sind dabei Garantien für eine sehr aufmerksame Öffentlichkeit. HUNTINGTON sollte sich dabei jedoch dessen bewusst sein, dass der ein oder andere ihn leicht auf ein und dieselbe Stufe mit so manchem Demagogen unserer Tage stellen könnte, gegen welchen die USA an so manchem Schauplatz der Erde vorzugehen versuchen.<sup>7)</sup>

#### Literatur

- AGNEW, J. (2001): Not the wretched of the earth: Osama Bin Laden and the ‘Clash of Civilizations’. In: *The Arab World Geographer*, Forum on 11 September 2001 Events. <http://users.fing.uva.nl/vmamadouh/awg/> am 26.04.2004.
- HUNTINGTON, S. P. (1993): The Clash of Civilizations? In: *Foreign Affairs* 72, 22–49.
- (1996a): *Der Kampf der Kulturen*. München.
  - (1996b): *The Clash of Civilizations and Remaking of World Order*. New York.
  - (2004a): The Hispanic Challenge. In: *Foreign Policy* März/April 2004, 30–45.
  - (2004b): *Who are we*. New York. (Noch nicht erschienen).
- REUBER, P. u. WOLKERSDORFER, G. (2002): ‘Clash of Civilizations’ aus Sicht der kritischen Geopolitik. In: *Geographische Rundschau* 54, 24–29.
- SOSA, L. (1998): *The Americano dream: How Latinos can achieve success in business and in life*. New York.

<sup>6)</sup> ROBERT D. KAPLAN schreibt als freier Journalist unter anderem für *The Atlantic Online*.

<sup>7)</sup> AGNEW trifft in einem Umkehrschluss die gewagte Feststellung, *“Bin Laden is the Samuel Huntington of the Arab World (...)”* (AGNEW 2001, 2).